

Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba

(Vortragsmanuskript für die 21. Karlsruher Gespräche; leider auf Grund von kurzfristiger Erkrankung nicht vorgetragen)

Pluralismus in der Stadtgesellschaft: Illusionen, Realitäten, Konflikte

Die Stadt und insbesondere die Stadt in der Moderne: Das steht historisch in der Tat für die Idee der offenen und pluralen Gesellschaft – und in den letzten Jahren zudem für eine regelrechte „Kulturrevolution“ – für die Realitäten wie die Illusionen einer in vieler Hinsicht neuen Stadtkultur und Zivilgesellschaft. – Diese besondere gesellschaftliche Situation der „offenen Stadt“ will ich nun in vier unterschiedlichen Betrachtungsperspektiven kurz skizzieren:

1. Number one

Auf die Frage unserer Tagung nach den Feinden der offenen Gesellschaft würden viele heute vermutlich reflexhaft antworten: der IS! – Nicht wenige aber wohl auch: Donald Trump! – Der IS: Das scheint logisch. – Doch Trump? – Immerhin der Präsident einer Gesellschaft, die in der Vergangenheit den Mythos der Vielfalt und Offenheit geradezu verkörpern wollte, die in dunklen Zeiten für viele Flüchtlinge aus Europa ein Leuchtturm war? – Diese US-Gesellschaft also hat sich nun einen Präsidenten gewählt, der offenbar systematisch und teilweise rassistisch die soziale Einfalt gegen die kulturelle Vielfalt ausspielt, der also frontal Frauen, Migranten und Flüchtlinge beleidigt, der in erklärt destruktiver Absicht gegen demokratische Presse, staatliche Rechtsorgane und politische Gegner hetzt. – Ein Psychotest-Befund außerhalb von Trump Tower und Oval Office würde vermutlich zur Diagnose „Soziopath“ führen. – Und das Wortspiel reizt hier: eine staatlich-präsidiale „Number one“, die zugleich aber auch die „Number one“ der amerikanischen „public enemies“ ist, also auch „Staatsfeind, Gefährder Nummer eins“. – Oder die diese groteske Doppelrolle zumindest überzeugend spielt.

Damit habe ich nun einerseits bei der obligaten europäischen Trump-Schelke mein moralisches Soll erfüllt. Wohl wissend, dass sich solche Positionen hier noch offen und risikolos vertreten lassen. Denn zum Glück sind Trumps Großeltern ja damals aus der bayerischen Pfalz ausgewandert...

Andererseits jedoch und in einer anderen Perspektive wirkt dieser Befund sehr viel weniger grotesk. Wenn es nämlich nicht um den jetzigen Präsidenten Trump geht, sondern um den vorherigen Trump, den Immobilien-Tycoon. – Also um den Prototyp eines wirtschaftlichen Akteurs, der in den vergangenen 50 Jahren seine Geschäfte vor allem dort betrieben hat, wo wir die „Herzkammern“ unserer pluralistischen Gesellschaften wissen: in den großen Städten. – Bei Trump vor allem in New York und in Philadelphia.

Dort meint „Immobiliengeschäft“ die Verfügungsmacht über soziale Räume, über Gebäude und über Lebenswelten, die dann entweder offene und vielfältige Stadtgesellschaften beherbergen können oder die in dieser beherbergenden Funktionen durch kapitalistische Spekulation gestört und zerstört werden. Wir wissen, dass Donald Trump sein Vermögen von seinem Vater geerbt und sein Handwerk von ihm in der zweiten Variante gelernt hat: als Profiteur von urbaner Spekulation, Gentrifizierung und Kapitalisierung in den sozial gemischten Quartieren von Brooklyn, Queens und Manhattan.

In dieser spekulativen Perspektive auf die Stadtgesellschaft meint „pluralistisch“ für Trump und Konsorten allerdings keineswegs „vielfältig“, sondern „unterschiedlich“. Unterschiedlich in Blick auf ökonomische Ressourcen wie sozialen Status, auf ethnische Herkunft wie religiöse Orientierung. Und

auf dieser Lesart basiert seine Geschäftsmethode: die Strategie nämlich, den Unterschied, die Differenz stets für sich auszunützen. Denn in die schmalen wie breiten Fugen der Differenz treibt der Spekulant systematisch seine Keile hinein, wenn er Wohnungen und Gebäude, Räume und Nachbarschaften „ent-sozialisiert“ und „ent-solidarisiert“. – Wenn er sie also in einzelne Parzellen und Parteien aufteilt, um sie besser seinen Verwertungszwecken zuführen zu können.

„Immobilien-Hai“ war für Trump also Beruf wie Berufung: die praktizierte und gelebte Idee der Spaltung der Gesellschaft im Kleinen – die nun auch im Großen und im politischen Raum umgesetzt werden soll. Und eine gespaltene Gesellschaft gruppiert sich für Trump letztlich in zwei großen Lagern: in das der Einheimischen mit ihren älteren Rechten und legitimen Interessen – und in das der Fremden, die eben nicht hierher und nicht dazu gehören. Seine permanente Lager-Politik „Wir gegen Die“ schürt ganz bewusst diesen Konflikt.

„America first“: Das ist deshalb keineswegs nur eine handels- und außenpolitische Doktrin. Sie zielt vielmehr auch direkt nach innen: als gesellschaftliche Differenzkonstruktion und als innere Spaltung – gerichtet gegen die Neuen, die Anderen, die politischen Gegner als das Lager der „Fremden“.

Da die Vorstellung von der Stadt als dem „Ort der Fremden und des Neuen“ neben der Idee von der Stadt als dem „Ort von Offenheit und Vielfalt“ bekanntlich das zweite Axiom in der Geschichte bildet, verkehren sich in Trumps bizarrer Denkwelt also diese beiden universellen „Gesetze der Stadt“ in ihr Gegenteil: in den Anspruch auf eine verstockte „lokale Welt“ der Einheimischen und als „Homeland“ eines überwiegend weißen und alten Amerika.

Insofern verkörpert also bereits der jüngere Trump prototypisch beides und in aller Ambivalenz: Er ist „Kind der Stadt“ und „Feind der Stadt“ zugleich. – Deshalb sitzt er ja auch nicht mehr „in“ der Stadt, sondern längst „über“ ihr: verschanzt in seinen Trump-Towers. – Wie vor fast 1000 Jahren schon die norditalienischen Adeligen, die aus ihren „Geschlechtertürmen“ in Bologna und San Gimignano heraus ihre lokalen Konkurrenten bekämpften.

II. Fremdheit und Freiheit

Diese Doppelgesichtigkeit der „Spezies Trump“ lässt sich also verallgemeinern und auch in Europa beobachten. Auch hier sind die „Feinde“ der pluralistischen Gesellschaft historisch wie aktuell zumeist Akteure aus dem urbanen Milieu. Sie haben in der Mitte der Stadtgesellschaft zwar ihre Bildung genossen, ihren sozialen Status und ihr Vermögen aufgebaut, weil dies so nur im städtischen Raum möglich war und ist. Zugleich jedoch erscheint ihnen dieser städtische Raum als die physische Verkörperung von Vielfalt, Mischung und Veränderung zunehmend also unübersichtlich, bedrohlich, fremd. – Als etwas, das den eigenen Status und die eigene Sicherheit gefährden kann, dessen Wirkungen unkontrollierbar erscheinen und das deshalb zu bekämpfen ist – zumindest in seinen „fremden“ sozialen Gruppierungen und kulturellen Erscheinungsformen.

Für diese Haltung steht eine lange Tradition der „Großstadtfeindschaft“ des Bürgertums gerade auch in Deutschland: von den anti-jüdischen Pogromen im Vormärz bis zu den Heimatschutzbewegungen der 1920er Jahre. Es ist ein tiefes Misstrauen gegenüber der großen Stadt, das sich in den Bildern vom „Asphaltdschungel“, vom „Babylon“, vom Sitten- und Kulturverfall ausdrückt. Die großen Städte seien zunehmend in der Hand „der Anderen“: von sozial fremden „Proleten“, von ethnisch fremden „Migranten“, von politisch feindlichen „Sozis“, auch von männerfeindlichen „Emanzen“.

Mit dieser Abwehrhaltung rücken damals bereits völkische, rechtspopulistische Positionen in die bürgerliche Mitte ein. Auch die bekannte Abneigung von Hitler und den Nazis gegenüber den Metropolen nimmt diese Einstellung auf, wonach sich in der Stadt die rassistisch wie politisch „volksfremden“ Elemente konzentrieren: Juden und Linke, Intellektuelle und sexuelle Minderheiten.

Diese Großstadtfeindschaft ermöglicht damals wie heute zugleich aber auch die Mobilisierung der ländlichen Milieus. Denn sie nimmt deren ressentimenthaftes Weltbild in Sachen Großstadt und Establishment bereitwillig auf und verstärkt es noch. So startet die FPÖ einst mit Jörg Haider nicht in Wien, sondern in Kärnten. Die Schweizer Volkspartei mobilisiert für ihre ausländerfeindlichen Rütli-Schwüre ebenso eher das Land wie auch der Brexit und Trump dies tun. Und auch die AfD wie die Neurechten in Deutschland mobilisierten bei den Dresdner Montagsdemonstrationen weniger die Stadtbevölkerung als vielmehr das Umland.

Offenbar verkörpert die Stadt eben in ihrer historischen wie genetischen Disposition doch eher den Ort von geistiger Weltoffenheit und sozial-kultureller Vielfalt. – Auch lässt die komplexe Erfahrung der Stadt schlichte rechtspopulistische, also schwarz-weiße Weltanschauungen wohl nicht wirklich plausibel erscheinen. – Städtische Räume und Alltage organisieren und koordinieren sich eher in beständigen Aushandlungen als in starren Ordnungen – und eher in vielfältigen als in einfältigen Bildern.

Darauf jedenfalls – zur Erinnerung – haben uns bereits die Klassiker der Gesellschaftstheorie stets hingewiesen: dass „Gesellschaft“ in der Vorstellung hybrider sozialer Milieus vorwiegend in den Städten entsteht; dass die moderne Stadt durch die permanente Zuwanderung von Menschen, Ideen und Waren entsteht; dass unsere Städte also in ihrer Geschichte und in ihrem Kern „migrantische Konstrukte“ sind.

Darauf weist ein Max Weber hin, wenn er die Stadt als den „Ort der Zusammengesiedelten“ definiert, als Raum des „Aufstiegs aus der Unfreiheit in die Freiheit“, weil sich dort erst das entwickeln könne, was er im Zusammenhang der protestantischen Arbeitsethik „Weltfreude“ (W+G) nennt.

Darauf weist ein Georg Simmel hin, der immer wieder die Bedeutung „des Fremden“ als Sozialtypus beleuchtet: als eines Akteurs, der „kommt und bleibt“, der Stadt damit zum Raum von Begegnung und Mischung macht, zum Labor sozialer und kultureller Vieldeutigkeit.

Und darauf weist auch ein Werner Sombart hin, der die Rolle der „fremden Gründer“ für die städtische Ökonomie und Kultur betont: ihre Kritik an und Verletzung von lokalen Zunft- und Standesregeln als „Aufbruch“, als Ermöglichung neuer urbaner Arbeitsweisen und Geschäftsmethoden – von den jüdischen Bankiers der Frühen Neuzeit bis zu den englischen Fabrikanten des Industriekapitalismus.

Es ist ein lautes Lob städtischer Offenheit und Vielfalt, das sie alle anstimmen. Denn sie wissen aus der Betrachtung der Geschichte wie der Gegenwart, dass gerade die widersprüchliche Verfassung der städtischen Gesellschaft als ein sozialer Kontakt- wie Konfliktraum das eigentliche urbane Kapital bildet: jene Situation von Mischung und Spannung, jene Bereitschaft zur Erprobung und Verhandlung, die Vielfalt und Neues schafft – eben pluralistische Gesellschaft.

Namentlich Georg Simmel unterstreicht dabei immer wieder, dass deshalb nur hier, nur in der großen Stadt, für vielfältige Entwicklungen überhaupt eine „kritische Masse“ vorhanden ist. – Also eine hinreichend große Zahl von Menschen, die durch die beharrliche Verfolgung ihrer Interessen und Identitäten im Blick auf politische Überzeugungen, sexuelle Orientierungen oder künstlerische Ambitionen zu „kollektiven“ sozialen Akteuren werden. – Gleichsam zu „großen Minderheiten“, die sich so selbst behaupten können und zugleich der städtischen Kultur ihren eigenen Stempel nachhaltig mit aufdrücken.

III. Party und Protest

Städte verkörpern somit historisch wie aktuell große gesellschaftliche „Integrationsschleusen“. Denn die urbanen Räume und Milieus öffnen sich ständig weiter und arrangieren sich dabei räumlich wie

sozial ständig neu. Der permanente Veränderungsprozess der Städte entsteht also ursächlich aus sozialer Diversität. Und er erzeugt in ihnen systematisch kulturelle Hybridität.

Es ist also diese Prozesshaftigkeit und es ist diese Mischung, welche die Großstadt aufnahmefähig machen und zugänglich für neue Menschen und neue Ideen. – Keineswegs nur für „arme“ Migranten und Flüchtlinge, sondern ebenso für „aktive“ Mobile auf der Suche nach neuen Arbeits- und Lebensstilen. Diese innere wie äußere Attraktionskraft zeigt sich heute gerade in Deutschland mehr denn je.

Doch verläuft diese Entwicklung keineswegs so linear und so selbstverständlich, wie wir heute meist glauben. Denn nach den Zerstörungen durch Nationalsozialismus und Krieg folgen die kaum weniger zerstörerischen Konzepte der „Betonmoderne“ und der „autogerechten Stadt“. So konstatiert Alexander Mitscherlich in den 1960er Jahren eine dramatische „Unwirtlichkeit der Städte“: weil die Innenstädte zunehmend als reine Arbeits- und Verkehrszentren funktionieren, weil die öffentlichen Räume geprägt sind von Verwahrlosung und Kriminalität, weil die Häuser und Wohnungen nur mehr als Objekte der Spekulation oder als Inseln familiärer Privatheit dienen. – Motto: Rückzug in die Sofaecke statt Ausgehen ins öffentliche Leben.

Vor dem Hintergrund einer inzwischen dramatischen Krise der Stadt appelliert der Deutsche Städtetag 1971: „Rettet unsere Städte – jetzt!“ Und im selben Jahr entsteht in New York jenes berühmte T-Shirt: I love New York“. Damit appelliert eine gemeinsame Kampagne der Stadtverwaltung und von Künstlergruppen verzweifelt an ihre Mitbürger, dieses fast schon sterbende New York nicht zu verlassen.

Und diese Appelle wirken, in New York wie in Deutschland. Die Städte werden gerettet – vor allem durch eine neue kommunale Kulturpolitik. Zunächst in Gestalt einer „Kulturalisierung von oben“, in deren Verlauf neue urbane Räume und Lebensstile entstehen. –d In den 1970er Jahren durch die „Festivalisierung“ der Stadtkultur in Gestalt von Musik-, Theater- und Literaturfestivals, in den 1980ern durch die „Institutionalisierung“ dieser Kultur in Gestalt tausender neuer Museen und anderer Institutionen, in den 1990ern durch die „Eventisierung“ der Stadtkultur in Form von spektakulären Festen, Ausstellungen und Konzerten mit internationaler Ausstrahlung. Und ab 2000 dann folgt eine regelrechte „Mediterranisierung“ der Innenstädte, also ihre systematische Ver-Strandung und Ver-Palmung. – Um auch in nördlicher gelegenen Städten mediterranes Flair verspüren und die nachmittägliche Promenade wie das abendliche Dinner „outdoor“ genießen zu können. – Aber auch mit einem leicht selbstironischen oder gequälten Augenzwinkern angesichts klammer Außentemperaturen abends und outdoor.

Diese „Kulturalisierung von oben“ wird begleitet wie vorangetrieben durch eine entsprechende Bewegung „von unten“, die diese Angebote aufnimmt. In Gestalt von sozialen Bewegungen und kulturellen Initiativen, von ökologischen und politischen Konzepten, von sozialen und künstlerischen Interventionen, auch neuer Konsumformen und Lebensstile vollzieht sich so ein dramatischer Paradigmenwechsel: weg von der „fordistischen“ hin zur „postfordistischen“ Stadt, weg von der „Stadt als Arbeitswelt“ hin zur „Stadt als Lebenswelt“, weg von der passiven „Bevölkerung“ hin zur aktiven „Bürgergesellschaft“.

Erst das Zusammenwirken dieser beiden Initiativen schafft dann (wieder) jene wirklich „öffentlichen Räume“ in der Stadt, die uns heute nun mehr denn je soziale Vielfalt, nachbarschaftliche Lebendigkeit und kulturelle Kreativität ermöglichen. Es ist eine regelrechte „urbane Kulturrevolution“, die da in den letzten 40 Jahren stattgefunden hat, die uns neue Bedürfnisse und Wünsche ermöglicht und die uns in gewisser Weise zu „globalen Stadtbürgern“ macht.

Mit dieser Entwicklung sind unsere Städte zu einem großen „Raum der Lebensstile“ geworden. – Zu einem sozialen und kulturellen Labor, in dem wir selbst zusammen mit anderen politische, soziale und

kulturelle Experimente unternehmen. Denn „Lebensstil“ meint hier mehr als nur Status und Familie, Konsum und Freizeit. Er umfasst vielmehr die individuellen Möglichkeiten der Gestaltung unserer äußeren Erscheinung, unsere inneren Einstellung wie unserer persönlichen Lebensentwürfe. Und diese Möglichkeiten sind jedenfalls für gesellschaftliche Mehrheiten im Verlauf der letzten beiden Jahrzehnte enorm gewachsen. Sie haben vielen Hinsichten sogar „identitäre“ Qualität erreicht. Wie ich mich kleide und welche Musik ich höre, was ich esse und wie ich mich fit halte, auch was ich glaube und was ich „facobooke“: Dies alles machte mich letztlich aus, unterscheidet mich von anderen und ordnet mich wieder anderen zu.

Hier führen uns also gerade die Städte anschaulich vor, dass wir keineswegs eine Gesellschaft der deutschen Leitkultur oder des Grundgesetzes sind. – Dass wir vielmehr in der Tat eine „Gesellschaft der Lebensstile“ verkörpern.

Und wenn es gut geht, sind in diese Lebensstile feste Werte eingeschrieben: Verantwortung, Respekt, Solidarität, Toleranz... – Wenn nicht, dann neigen auch unsere Lebensstile zum Fundamentalistischen. Dann werden Werte und Meinungen, Milieuzugehörigkeiten und Lebensstile zu Glaubensfragen, die nicht mehr verhandelbar sind. Dann gilt: „mein“ Auto, Kind, Trump, Verein, Ernährungskonzept, Glaube – sonst gar nichts! Dann entstehen aus erstarrtem Individualismus, aus der Unfähigkeit sich in Außenwelten einzufügen auch deutliche Anfälligkeiten für isolationistische und sektiererische Gruppenidentitäten. – Eine im rechten Spektrum nennt sich ja genau so: „die Identitären“. Und die salafistischen Sekten funktionieren auf der anderen Seite des Spektrums und auf ihre Art in ganz ähnlicher Weise.

Da spielen Bedürfnisse nach sozialer Gemeinschaft und nach emotionaler Vergemeinschaftung eine Rolle. Einerseits geht es dabei um eher situative und emotionale Gemeinschaftsformen von der Party über Konzert und Fußball bis zum Groß-Event. – Andererseits um festere soziale, kulturelle und politische Formationen, in denen Erfahrungen geteilt, Positionen verhandelt und Haltungen bezogen werden – eben „Zivilgesellschaft“. Und anders als beim dörflichen Schützenverein, in den man quasi noch hineingeboren wird, führt hier ein gemeinsames Interesse die Menschen überhaupt zusammen: mit unterschiedlichen Herkünften und mit unterschiedlichen Weltanschauungen.

Dies meint dann „städtische“ als „pluralistische Gesellschaft“: die Erfahrung von Einwanderung und Auswanderung, die nicht als „Krise“ gilt, sondern als „Normalität“; die Akzeptanz von sozialer Vielfalt und kultureller Vieldeutigkeit; die Respektierung von Dissens und Widerspruch; die Ermöglichung von Zugang zu gesellschaftlichen Räumen und von Teilnahme an sozialen Praxen. – Kurz: eine in ihrem Kern „empathische“ und „partizipative“ Grundeinstellung gegenüber der gesellschaftlichen Umgebung.

IV. Fakes und Feinde

Diese manchmal atemberaubende neue Vielfalt und Lebendigkeit der Städte gefällt nun nicht allen. Und damit komme ich abschließend nochmals auf die Gegner zurück.

Da sind zunächst diejenigen, welche die städtische Gesellschaft insgesamt als Verkörperung des Falschen, des Bösen, des Feindes betrachten. – Die also die kulturelle Vielfalt und soziale Vielstimmigkeit einer „offenen“ Gesellschaft ablehnen, weil diese ihren sozialen oder ethnischen, ihren religiösen oder lokalistischen Vorstellungen widerspricht. – Die deshalb auch die Stadtwelt als das Epizentrum aller negativen, bedrohlichen, verhängnisvollen Veränderungen in der Gesamtgesellschaft betrachten. – Weil dort durch Migration und Flucht „Umvolkung“ stattfindet, weil dort ohne Polizei und Pfarrer nur „Anarchie und Chaos“ herrschten oder weil dort die eigenen Glaubensgenossen in den Sog der „Ungläubigen“ geraten.

Insofern eint die Feindschaft zur offenen urbanen Gesellschaft in ganz bezeichnender Weise die radikalen Ränder der Gesellschaft: von der AfD bis hin zu den Islamisten. Und an diesen Rändern beginnen sich gegenwärtig auch neue soziale Lager und politische Fronten zu formieren, die eine Politik der sozialen Spaltung und der kulturellen Abschließung verfolgen.

So kommt es inzwischen einerseits zu einer deutlichen Ausweitung und Verdichtung rechter „Subkulturen“. – Ein Begriff der noch vor jenen Jahrzehnten für den linken und avantgardistischen Underground reserviert war und der nun sogar vom BND benutzt wird, um einen neuen „rechten Habitus“ zu beschreiben: also die Schaffung von „neu-rechten“ Räumen und Enklaven – bevorzugt auf dem Lande, den systematischen Aufbau von Fake-News- und Info-Netzwerken, die pop-kulturelle Inszenierung durch Musik und Feste, jugendkulturelle Anmutungen in Clips und Symboliken – kurz: der Ausbau weltanschaulicher Einbahnstraßen und rechter Lebensstile, die letztendlich in eine fundamentalistische Grundhaltung führen: „Nur so! Nur wir!“ – Dahinter stehen angeblich immerhin 12.000 gewaltbereite Rechtsextreme als organisierte Kerne. Aber auch nicht wenige derjenigen, die sich gerne verharmlosend als verunsicherte „Angstbürger“ beschreiben lassen, teilen vielleicht nicht diesen Hardcore-Habitus, gehen jedoch bereitwillig mit über „völkische“ Brücken und Abgründe.

Andererseits arbeiten auch die Islamisten mit ähnlichen subkulturellen Konzepten. Auch sie vergemeinschaften in Sektenformation: durch die Einbindung in enge Gruppen- und Loyalitätsstrukturen, durch scharfe Differenzbilder eines heroischen „Wir“ und eines wertlosen „Die“, durch ästhetisch anspruchsvolle Informations- und Musikvideos, durch die Legitimation von Gewalt und Terror als religiösen Auftrag und soziale Notwehr.

Und entscheidend dabei ist: Wie die Neurechten haben auch die Islamisten ihren speziellen „subkulturellen“ Stil ebenfalls hier, „bei uns“ gelernt und entwickelt. Darauf wies der tunesische Außenminister vor wenigen Tagen hin, als es um die „Rücknahme“ islamistischer Gefährder ging: Diese Menschen seien schließlich erst in Europa zu Dschihadisten geworden.

Nun sind wir uns sicherlich alle einig darüber, dass diese expliziten „Feinde“, von den neurechten bis zu den islamistischen Bewegungen, aktiv zu „bekämpfen“ sind. Denn in den harten Kernen und bei deren hermetischem Denken richten „aufklärende“ Informationen und Fakten nur wenig mehr aus.

Diese Erkenntnis enthebt uns jedoch nicht der Aufgabe, uns mit den damit sympathisierenden Menschen und Milieus intensiver zu beschäftigen. Und das bedeutet einerseits, „Integrationspolitik“ als eine umfassende Aufgabe zu verstehen, die nicht nur auf Geflüchtete und Migranten zielt, sondern auf Gesellschaft insgesamt. Andererseits muss jenes Gefühl ernst genommen werden, von den gesellschaftlichen Entwicklungen ausgeschlossen und „abgehängt“ zu sein. – Wie das sehr häufig heute vor allem in ländlichen Räumen und bei den älteren Generationen geäußert wird.

Denn ihnen erscheint offenbar die große und neue „Freiheit“ der Städte und der jüngeren Generationen als kein Versprechen einer eigenen Zukunft, sondern eher als eine Bedrohung. Weil sie diese Freiheit als zu groß, als zu individualistisch, auch als zu anstrengend empfinden – aus materiellen wie aus mentalitären Gründen.

Diese Besorgnisse ziehen sich als kleine Risse durch unsere Gesellschaft. Und sie vergrößern sich allmählich in der Tat zu jenem sozialen Spalt, von dem ich eingangs sprach. – Sie nicht endlich ernst zu nehmen, wäre ebenso fatal wie arrogant. Denn es würde den Verdacht eines „moralisch überheblichen Kosmopolitismus“ der Eliten und des Establishments weiter nähren. – Also einer Ignoranz von privilegierten „Weltbürgern“ wie uns, die wir all unsere Freiheiten nutzen können, weil uns keine alltäglichen Sorgen um Job und Wohnung, und Miete und Hartz IV plagen.

Gerade die „pluralistische Gesellschaft“ muss in ihrem Inneren eben auch als ein sicherer und fairer Raum gestaltet werden, in dem nicht Herkunft oder Einkommen oder Wohnort über die

Lebenschancen und Lebensgestaltung des Einzelnen entscheiden, sondern dessen Fähigkeit und Bereitschaft zur Teilnahme am diesem Prozess „Gesellschaft in Deutschland“.